



KARINE TUIL

# MENSCHLICHE DINGE

*Roman*



ullstein



KARINE TUIL, geboren 1972, Juristin und Autorin mehrerer gefeierter Romane, die in zahlreiche Sprachen übersetzt wurden. Für *Menschliche Dinge* wurde sie für den Prix Goncourt nominiert. Karine Tuil lebt mit ihrer Familie in Paris.

Von Karine Tuil ist in unserem Hause bereits erschienen:

*Die Zeit der Ruhelosen*

KARINE TUIL

# MENSCHLICHE DINGE

Roman

Aus dem Französischen  
von Maja Ueberle-Pfaff

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.ullstein.de](http://www.ullstein.de)

**Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit**



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- [ullstein.de/nachhaltigkeit](http://ullstein.de/nachhaltigkeit)

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text wurde von TOLEDO – einem Programm der Robert Bosch Stiftung und des Deutschen Übersetzerfonds – sowie durch ein Arbeitsstipendium des Deutschen Übersetzerfonds gefördert. Die Förderung beinhaltete einen Arbeitsaufenthalt im Übersetzerhaus Looren.



Ungekürzte Ausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Dezember 2021

© für die deutsche Ausgabe

Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2020 / clausen Verlag

© Karine Tuil et Éditions Gallimard, Paris, 2019

Titel der französischen Originalausgabe: *Les Choses humaines*  
(Éditions Gallimard, Paris, 2019)

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München,

unter Verwendung einer Vorlage von Büro Jorge Schmidt, München

Titelabbildung: © Jarek Puczel, Lovers (Split up), 2019

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Gesetzt aus der Dante

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-548-06528-1

*Zum Gedenken an meinen Vater*

*Was suchst du? Halbautomatische? Pumpgun? Das da ist eine Beretta 92. Leicht zu bedienen. Oder du nimmst eine Glock 17, Generation 4, eine Neun-Millimeter mit ergonomischem Griff, stabil in der Handhabung, sie muss gut anliegen, Daumen da, der Abzug wird mit der Zeigefingerkuppe betätigt, Achtung, die Waffe muss eine Linie mit dem Arm bilden, man schießt mit gestreckten Armen, musst immer einplanen, dass der Schuss dich überrascht, jetzt nur noch das Magazin laden, wenn das getan ist, zielst du, und wenn du das Ziel genau im Visier hast, drückst du ab, und der Schuss löst sich. Wie sieht's aus, willst du's mal probieren? Siehst du den fetten Köter da? Nur zu, leg ihn um.*

M

*E*

*N*

*S*

*L*

*C*

*I*

*C*

*H*

*H*

*D*

*E*

*I*

*N*

*G*

*E*





## DIFFRAKTION

»Wer die Wahrheit über den Menschen sucht, muss sich seines Schmerzes bemächtigen.«

Georges Bernanos, *Die Freude*



## I

Sex war unbestreitbar der wirksamste Brandbeschleuniger, löste das ultimative Inferno aus – Schluss mit der Maskerade: Das hatte Claire Farel verstanden, als sie mit neun Jahren den Zerfall ihrer Familie miterlebte, weil ihre Mutter der magnetischen Anziehungskraft eines Medizinprofessors verfallen war, den sie auf einem Kongress kennengelernt hatte; sie hatte es verstanden, als sie, schon im Beruf, zusah, wie Personen des öffentlichen Lebens in kürzester Zeit alles verloren, was sie sich über Jahre hinweg aufgebaut hatten: Position, Ruf, Familie – gesellschaftliche Strukturen, die nur unter großen Mühen und mit Zugeständnissen-Lügen-Verprechungen, der Dreieinigkeit der haltbaren Ehe, stabil geblieben waren, sie hatte erlebt, wie sich die klügsten Vertreter der politischen Klasse für lange Zeit, manchmal sogar für immer, ins Aus beförderten, für nichts als ein flüchtiges Abenteuer, das Ausagieren einer Fantasie, den unbezwingbaren Drang des sexuellen Begehrens – alles, sofort. Sie selbst war ungewollt mitten in einen der größten Skandale der US-amerikanischen Geschichte geraten, als sie mit dreiundzwanzig ein Praktikum im Weißen Haus absolvierte, zur gleichen Zeit wie Monica Lewinsky, die Frau, die sich dadurch einen Namen machte, dass sie die Karriere von Präsident Bill Clinton ins Wanken brachte – und wenn nicht Claire den Platz der rundlichen Brünetten eingenommen hatte, die der Präsident liebevoll »mein Mädchen« nannte, dann nur, weil sie nicht dem damaligen Schönheitsideal des

Oval Office entsprach: Sie trug ihr blondes Haar zu einem Zopf geflochten, war mittelgroß, eher schwächling und erschien immer im maskulin geschnittenen Hosenanzug – nicht sein Typ.

Sie fragte sich häufig, was wohl geschehen wäre, wenn der Präsident sie auserwählt hätte, die kopfgesteuerte und impulsive Frankoamerikanerin, die das Leben am liebsten durch den Filter ihrer Lektüre erkundete, und nicht die pummelige, dunkelhaarige Monica mit ihrem Raubtierlächeln, die kleine jüdische Prinzessin, die in den begüterten Wohngebenden Brentwood und Beverly Hills aufgewachsen war. Ja, sie wäre dem Eros der Macht erlegen, hätte sich wie eine Dilettantin verliebt und wäre von Sonderstaatsanwalt Kenneth Starr befragt worden, dem sie endlos immer dieselbe Geschichte hätte erzählen müssen, die dann der ganzen Welt Gesprächsstoff lieferte und in die vierhundertfünfund-siebzig Seiten des Berichts einfließte, der die Schleimer in den oberen Machtetagen in Angst und Schrecken versetzte und alle Neurosen eines Volkes zum Vorschein brachte, das aus Entrüstung und Apathie nach noch mehr Sitte und Moral rief, und sie wäre sicherlich niemals die respektable Intellektuelle geworden, die viele Jahre später eben diesem Bill Clinton anlässlich der Veröffentlichung seiner Memoiren bei einem Essen begegnete und ihn unverblümt fragte: »Mister Clinton, warum haben Sie sich für dieses demütigende Sündenbekenntnis hergegeben und sich vor Ihrer Frau und Ihrer Tochter gestellt, ohne auch nur ein Wort des Mitgefühls für Monica Lewinsky zu verlieren, deren Privatleben durch den Dreck gezogen wurde?« Clinton hatte die Frage mit einer Handbewegung vom Tisch gewischt und mit geheuchelter Distanziertheit zurückgefragt: »Und wer bitte sind Sie?« Er erinnerte sich nicht an sie, was ganz normal war, denn ihr

Kontakt lag zwanzig Jahre zurück, und wenn er ihr, die man an ihrem präraffaelisch anmutenden rotblonden Haar leicht wiedererkannte, damals in den Fluren des Weißen Hauses begegnet war, hatte er nie das Wort an sie gerichtet – *ein Präsident hatte keinen Grund, mit einer Praktikantin zu reden, es sei denn, er hatte Lust, sie zu ficken.*

Es war einundzwanzig Jahre her, 1995, dass sie zu dritt das Weiße Haus betreten hatten, dank vorzüglicher Schulzeugnisse und zahlreicher Empfehlungen. Die erste, Monica Lewinsky, funkelte mit fünfundzwanzig für kurze Zeit meteoritengleich am internationalen Medienhimmel, wobei ihre einzigen Großtaten in einer Fellatio und einem erotischen Spiel mit einer Zigarre bestanden. Die zweite und jüngste, Huma Abedin, eine junge Frau pakistanisch-indischer Abstammung, deren Vater das Institut für Angelegenheiten muslimischer Minderheiten gegründet hatte, war Hillary Clintons Büro zugewiesen worden und im Lauf von gut zehn Jahren deren engste Mitarbeiterin geworden. Die First Lady verriet ihre große Zuneigung sogar durch einen Satz, den sie bei der Hochzeit ihres Schützlings mit dem demokratischen Kongressabgeordneten Anthony Weiner äußerte: »Hätte ich eine zweite Tochter, wäre es Huma.« Sie hatte Huma unterstützt, als der frischgebackene Ehemann ein Jahr später irrtümlich auf Twitter Fotos von sich selbst in anzüglichen Posen veröffentlichte, mit nacktem Oberkörper und deutlich ausgebeulter Unterhose, die mehr zeigte als verbarg. Sie war da gewesen, als der flatterhafte Ehemann erotische Textnachrichten an eine Minderjährige schickte, während er sich gleichzeitig um eine Nominierung für die Demokraten bei der Wahl zum Bürgermeister der Stadt New York bewarb. Einer der aussichtsreichsten jungen Politiker! Trotz warnender Stimmen, die Huma Abedins Ent-

lassung forderten, weil sie Gift für ihre politische Karriere sei, hatte Hillary Clinton, zu jener Zeit demokratische Präsidentschaftskandidatin, an ihr festgehalten. Willkommen im Club der betrogenen, aber stets würdevollen Gattinnen, der Hohepriesterinnen des amerikanischen Pokerface: Lächelt, ihr werdet gefilmt.

Als Einzige aus dem ehrgeizigen Praktikantinnen-Trio war Claire Davis-Farel noch jedem Skandal aus dem Weg gegangen, Tochter des Juristen und Harvard-Professors Dan Davis und der Englisch-Übersetzerin Marie Coulier, einer Französin. Die Familienlegende besagte, dass ihre Eltern sich vor der Sorbonne begegnet waren und nach einer mehrmonatigen Fernbeziehung in den USA geheiratet hatten, in einem Vorort von Washington, wo sie anschließend ein ruhiges, eintöniges Leben führten. Marie hatte auf all ihre Träume von einem emanzipierten Dasein verzichtet, um sich ganz ihrer Tochter zu widmen, und war das geworden, was sie nie hatte werden wollen, eine Hausfrau, deren einzige Sorge darin bestand, die Pille nicht zu vergessen; sie hatte die Mutterschaft als Entfremdung erlebt, für so etwas war sie nicht geschaffen, sie war nicht urplötzlich von mütterlichen Gefühlen überwältigt worden, die Geburt hatte sie sogar in eine tiefe Depression gestürzt, und hätte ihr Mann ihr nicht ein paar Übersetzungsaufträge verschafft, hätte sie ihr Leben im Nebel von Antidepressiva beschlossen, sie hätte ein künstliches Lächeln aufgesetzt und aller Welt beteuert, ihr Leben sei *fantastisch*, sie sei als Mutter und Ehefrau *wunschlos glücklich*, und eines Tages hätte sie sich im Keller ihres kleinen Bungalows in Friendship Heights erhängt. Stattdessen hatte sie nach und nach wieder angefangen zu arbeiten und sich neun Jahre nach der Geburt ihrer Tochter Hals über Kopf in einen englischen Mediziner verliebt, für

den sie bei einem Kongress in Paris übersetzte. Sie hatte Mann und Tochter praktisch über Nacht in einer Art Liebeswahn verlassen und war zu diesem Unbekannten nach London gezogen, doch nach acht Monaten, in denen sie ihre Tochter nur zwei Mal gesehen hatte, setzte der Mann sie vor die Tür mit dem Argument, sie sei »unerträglich und hysterisch«. Ende der Geschichte. Die nächsten dreißig Jahre versuchte sie zu rechtfertigen, was sie ihre »geistige Verwirrung« nannte; sie sei, erklärte sie, einem »perversen Narzissten« zum Opfer gefallen. Die Realität war nüchterner und weniger romantisch: Sie hatte eine sexuelle Leidenschaft erlebt, die keinen Bestand gehabt hatte.

Claire lebte bei ihrem Vater in Cambridge, Massachusetts, bis dieser in sehr kurzer Zeit an einem aggressiven Krebsleiden starb – da war sie gerade dreizehn. Danach zog sie zu ihrer Mutter nach Frankreich, in ein kleines Bergdorf in der Nähe von Grenoble. Marie arbeitete halbtags für französische Verlage und widmete sich fortan, um »die verlorene Zeit nachzuholen und ihren Fehler wettzumachen« mit verdächtiger Hingabe der Erziehung ihrer Tochter. Sie brachte ihr mehrere Sprachen bei, lehrte sie Literatur und Philosophie, und ohne sie wäre Claire womöglich nicht die bekannte Essayistin und Autorin geworden, deren viertes von sechs Büchern, *Die Macht der Frauen*, das sie mit vierunddreißig verfasste, die Kritik in Begeisterung versetzte. Claire studierte erst an der Pariser ENS, anschließend in New York an der Philosophischen Fakultät der Columbia University. Dort knüpfte sie Kontakt zu alten Bekannten ihres Vaters, die ihr halfen, das Praktikum im Weißen Haus zu ergattern. In dieser Zeit lernte sie in Washington bei gemeinsamen Freunden den berühmten französischen Politikjournalisten Jean Farel kennen, der ihr Ehemann werden



sollte. Der siebenundzwanzig Jahre ältere Star des öffentlich-rechtlichen Fernsehens war frisch geschieden und stand auf dem Höhepunkt seines Medienruhms. Neben einer großen Politshow, die er moderierte und produzierte, führte er täglich zwischen 8 und 8 Uhr 20 ein Radiointerview – sechs Millionen Zuhörer, Morgen für Morgen. Ein paar Monate später verzichtete Claire auf eine Karriere in der amerikanischen Regierung, kehrte nach Frankreich zurück und heiratete ihn. Der charismatische Farel wirkte auf die ehrgeizige junge Frau, die sie damals war, geradezu unwiderstehlich, und er war noch dazu so ungeheuer bissig und schlagfertig, dass die eingeladenen Politiker über ihn sagten: »Wenn Farel dich interviewt, fühlst du dich wie ein Vögelchen in den Klauen eines Adlers.« Er katapultierte Claire in ein soziales und intellektuelles Milieu, zu dem sie in so jungen Jahren und ohne ein eigenes Netzwerk nie Zugang gefunden hätte. Er war ihr Ehemann, ihr Mentor, ihr treuester Unterstützer; seine gönnerhafte Dominanz, die durch ihren Altersunterschied verschärft wurde, hielt sie längere Zeit in einer unterlegenen Position, aber mittlerweile, mit dreiundvierzig, war sie entschlossen, ihr Leben nach eigenen Regeln zu führen. Über zwanzig Jahre hinweg hatten sie und Jean sich erfolgreich die geistige Übereinstimmung und gegenseitige Wertschätzung langjähriger Paare erhalten, die bewusst ihre Interessen auf ein gemeinsames Ziel richteten, als Schutzmaßnahme gegen eine feindselige Außenwelt, und gern beteuerten, dass sie die allerbesten Freunde seien. Eine höfliche Umschreibung der Tatsache, dass sie nicht mehr miteinander schliefen. Sie unterhielten sich stundenlang über Philosophie und Politik, zu zweit oder mit Freunden, die sie häufig zum Essen in ihrer großen Wohnung in der Avenue Georges-Mandel einluden. Was sie jedoch am stärksten verband, war ihr Sohn Alexandre.

Der Einundzwanzigjährige studierte nach einem Abschluss an der École polytechnique an der Universität Stanford in Kalifornien weiter. Während seiner Abwesenheit, Anfang Oktober des Jahres 2015, verließ Claire abrupt ihren Mann: *Ich habe jemanden kennengelernt.*

Der Sex und sein destruktives Potenzial, der Sex und seine unbändige, tyrannische, unstillbare Triebkraft. Claire war ihm erlegen wie alle anderen, und sie riss praktisch über Nacht in furiosem Überschwang das Gebäude ein, das sie sich geduldig aufgebaut hatte – eine Familie, emotionale Sicherheit, eine stabile Verankerung –, für einen Mann ihres Alters namens Adam Wizman, der an einer jüdischen Schule im Département 93 Französisch unterrichtete und seit drei Jahren mit seiner Frau und den beiden Töchtern Noa und Mila, dreizehn und achtzehn, in Pavillons-sous-Bois wohnte, einer friedlichen kleinen Gemeinde in der Banlieue Seine-Saint-Denis. Er hatte Claire in seine Abschlussklasse eingeladen, und nach dem Gespräch, das in einem der Konferenzräume des Gymnasiums stattfand, gingen sie noch auf ein Glas in ein Café im Zentrum. Ihre Unterhaltung beschränkte sich auf die Formeln einer aufgesetzt höflichen Kameraderie, mit der man das Begehren zu tarnen glaubt, die aber in Wahrheit alles verrät: Beide blieben höchst gesittet an ihrem Platz, und dennoch wussten sie schon in dem Moment, als sie sich in dem leeren Bistro zusammen an einen Tisch setzten, dass sie sich wiedersehen würden, sie würden miteinander schlafen und in die Falle tappen. Als Adam sie in seinem alten mintgrünen Golf nach Hause fuhr, weil das reservierte Taxi nie aufgetaucht war, sagte er ihr, er wolle sie wiedersehen; und so verwandelte sich durch diese sporadische Affäre (sie trafen sich nur ein- bis zweimal im Monat, doch jede ihrer

überwältigend intensiven Begegnungen stärkte aufs Neue die berauschende Überzeugung, dass sie sich »gefunden« hatten) die etwas rigide Intellektuelle, die an der ENS Paris Vorträge über Themen wie *Die ontologische Grundlage des politischen Individualismus* und *Die unpersönliche Emotionalität des Fiktionalen* hielt, in eine rettungslos verliebte Frau, deren Hauptbeschäftigung darin bestand, erotische SMS zu verfassen, ständig wiederkehrenden Tagträumen nachzuhängen und sich Rat zu holen, weil sie eine Antwort auf die für sie einzig wichtige Frage suchte: *Kann man nach vierzig sein Leben noch einmal von vorn beginnen?* Sie rief sich zur Vernunft: Arbeite und schiebe dein Privatleben beiseite. Leidenschaft, ja, gut, mit zwanzig, aber mit über vierzig? Du hast einen einundzwanzigjährigen Sohn, einen Beruf, durch den du im Licht der Öffentlichkeit stehst, ein *zufriedenstellendes* Leben. Ein *erfülltes* Leben. Du bist mit einem Mann verheiratet, der dir alle Freiheiten lässt und mit dem du stillschweigend einen Sartre-Beauvoir-Pakt geschlossen hast: Hier die notwendige Liebe, da Zufallslieben, hier der Ehepartner als Fixpunkt, da sexuelle Abenteuer, die dein Weltwissen erweitern. Du hast diese Freiheiten bisher nie genutzt, nicht, weil du an die Treue glaubst, nein, für die moralische Keule hattest du nie etwas übrig, sondern aus einer angeborenen Vorliebe für Ruhe und Frieden. Du hast dein Leben mit einem makellosen Sinn für Ordnung und Diplomatie geregelt. Du hattest größere Schwierigkeiten, beruflich Fuß zu fassen, als ein Mann, aber am Ende ist es dir gelungen, und du fühlst dich am rechten Platz. Du hast ein für alle Mal beschlossen, dich selbst zu akzeptieren und kein Opfer zu sein. Dein Mann ist oft weg, und wenn er da ist, umgibt er sich mit immer jüngeren Frauen, aber du weißt, dass er an dir hängt. Claire, die Frau, die den Medien gegenüber unentwegt auf ihre Unabhängigkeit pochte, un-

terwarf sich privat allen möglichen gesellschaftlichen Geboten: Begnüge dich mit dem, was du hast. Lass dich nicht auf gefährliche Abhängigkeiten, sexuelles Verlangen, erotische Trugbilder ein, sie werden dich brandmarken und schwächen. Dich ins Verderben reißen. Verzichte. Sie hatte lange gezögert, eine Trennung ins Auge zu fassen, plagte sich mit Schuldgefühlen, weil sie einen Mann verließ, der auf seinen Lebensabend zuing, wurde zurückgehalten von Gewohnheiten und dem Bedürfnis nach Sicherheit, von unsichtbaren Fäden: der Angst vor dem Unbekannten, ihren privaten Wertvorstellungen, einem gewissen Konformismus. Sie und ihr Mann gehörten zu den Power-Paaren, die die Mediengesellschaft bewunderte, doch in dem permanent neu austarierten Kräftespiel ihrer Ehe war unschwer erkennbar, wer wen beherrschte. Im Falle einer Scheidung würden sich ihre Freunde und Geschäftskontakte auf die Seite des einflussreicheren Jean schlagen. Sie selbst wäre isoliert, geächtet; die Zeitungen würden seltener und weniger positive Besprechungen ihrer Bücher abdrucken, dafür würde Jean mit indirektem Druck schon sorgen, er müsste nicht einmal zum Telefonhörer greifen, denn sein Netzwerk funktionierte *von allein*. Claire kannte die Verlockungen der Medienmacht, wusste, dass Omnipotenz Kriecherei nach sich zog, und sie kannte die Unfähigkeit mancher Menschen – nicht einmal unbedingt der Schwächsten –, dem standzuhalten. Und genau so war es gekommen. Allerdings war Claire fünf Jahre zuvor erkrankt, man hatte bei ihr Brustkrebs diagnostiziert. Als sie erfuhr, dass sie geheilt war, beschloss sie, mit einer Intensität zu leben, wie sie nur das Bewusstsein der eigenen Vergänglichkeit ermöglicht. Wandel durch eine Krise – typisch, voraussehbar, aber wahr. Verzichten? So schnell nicht.